

Sectionen alter Leute zu achten ist. — Der Kehlkopf ist das Organ der Stimme und des Gesanges, worüber in den verschiedenen Lehrbüchern der Physiologie Nachlese gehalten werden muss (s. auch *Württemberg. medicin. Correspondenzblatt*. VII. Bd. Nr. 24. Aufsatz von *Duttenhofer* über das menschliche Stimmorgan mit besonderer Beziehung auf den Gesang, bei welcher Gelegenheit auch mehreres gegen die Sätze in *Biot's* Physik. übersetzt von *Fechner*. II. Bd. S. 149, erinnert wird). — (Dr. C. A. Tott.)

Lungenhepatisation, (graue u. rothe) s. Th. I. S. 399.

Lungenleiden, s. Th. I. S. 398 u. Atelectasis. (Nachtrag.)

Lungenschwindsucht, s. Tuberculosis.

Lupanar, s. Hurenhaus.

Luppe, s. Gift.

Lustseuche, s. Syphilis.

Lycosa Tarantula, s. Tarantalismus.

Lycoperdon cervinum, s. Schwämme, giftige.

Lymphgefäße, s. Th. I. S. 587.

Lytta, s. Spanische Fliegen.

M.

Maculae (Zusatz zu d. Art., Th. II. S. 145). *Bayard* (*Annales d'Hygiène publique et de Médec. légale* 1839. Juli. Nr. 33 u. *Froriep's* Notiz. 1839. Nr. 243) hat über Samenflecke und Samenthierchen mehrere Monate lang mikroskopische Untersuchungen angestellt, welche folgende Resultate geben: 1) Die Samenthierchen leben in warmem, flüssigen Schleim wol 10 Stunden. 2) Getrocknetes Sperma virile, mit destillirtem Wasser aufgerieben und ein wenig erwärmt, lässt unter dem Mikroskope die Samenthierchen an ihrem runden Kopfe und langen Schwanze (die Form gleicht ganz der eines sehr jungen Frosches, der noch keine Beine hat) erkennen. 3) Trocknes Sperma, in Urin oder Speichel gelöst, zeigt dennoch die Spermatozoen unverletzt. 4) Concentrirte Solutionen von Kali, Natrum, Ammoniak lösen das Samenfluidum nicht auf; sie bewirken darin eine Contraction und vernichten die Samenthierchen. 5) Im Vaginalschleime, zwischen 2 Glasplatten gebracht, kann man noch 8, 12, ja selbst 72 Stunden nach vollzogenem Coitus Samenthierchen auffinden. 6) Auf Leinwand, worauf seit 2 bis 12 Monaten, selbst seit fast 3 Jahren, Samenflüssigkeit eingetrocknet war, erkannte *Bayard* unter dem Mikroskope noch unverletzte Samenthierchen.

Magenerweichung, s. Scheinvergiftung.

Magenwunden, s. Verletzung des Bauches.

Mammarian, s. Syphilis spuria. Th. II. p. 874.

Mania (Zusatz zu d. Artikel Th. II. S. 165 und S. 179). *Hagen* (*Blätter für Psychiatrie* von *Friedreich* und *Blumenröder*. 1837. 2 H. S. 74 ff.) findet zwischen Mania furibunda und Epilepsie Ähnlichkeit, beide jedoch durch folgende Kriterien von einander verschieden: 1) Die Muskelbewegung in der Epilepsie ist unwillkürlich, in der Mania furib. dagegen willkürlich. 2) In der Epilepsie sind die Contractionen der Muskeln viel stärker, als in der Mania furibunda. 3) In der Epilepsie ist das Selbstbewusstsein, wenigstens seinen Äusserungen nach, fast ganz erloschen;

in der Tobsucht ist dagegen der freie Vernunftgebrauch aufgehoben, während die Sinne noch percipiren, und der Verstand noch Urtheile bilden kann. Der Verlauf, die Symptome, der Ausgang, die Complicationen und ätiologischen Momente geben die Wechselbeziehung beider Krankheiten genauer an. I. Symptome beider Krankheiten. a) Vorboten. Schwindel, eingenommener Kopf, Sinnestäuschung, starrender, oder irrender Blick, kurzer Athem, Herzklopfen, Gliederzittern, Appetitlosigkeit oder Heißhunger, ängstliche Träume, grosse Unruhe, ängstliche Bewegung, Ärgerlichkeit, Störungen in den intellectuellen Functionen. Den Übergang von den Vorboten zum wirklichen Anfall bildet bei der Epilepsie die *Aura epileptica* (die ich indessen stets nur bei der vom Unterleibe ausgehenden Epilepsie bemerkt habe, während die primäre Cerebralepilepsie immer ohne solche *Aura* eintrat. *Tott*); ganz ähnlich ist das zuerst von *Pinel* beschriebene, dem Anfall der Tobsucht vorausgehende (auch stets von mir beobachtete *Tott*) Gefühl von Brennen in der Magengegend, welches allmählig zur Brust aufsteigt und unter Herzklopfen und Pulsation der Karotiden endlich den Kopf einnimmt, sehr passend aber *Aura maniaca* genannt werden kann. b) Symptome des Anfalles. Sehr gesunkene Empfänglichkeit für somatische Einwirkung (Frost, Hitze, Schmerz), starkes Pulsiren der Karotiden, kleiner, intermittirender Radialpuls, starke Muskelkraft, die bei Epileptischen jedoch noch stärker, als bei Maniacis ist, contrahirter, kleiner, harter Penis (*Anenbrugger*), in den Bauchring zurückgedrängte Hoden, umherrollende, oder auf einen Fleck starrende Augen, fast convulsivische Bewegung der Gesichtsmuskeln bei *Mania furibunda*, Trismus und Spasmus cynicus bei Epilepsie; bei beiden Krankheiten Schaum vor dem Munde, Sinnestäuschungen (Visionen), bei Epileptischen besonders, wenn das Bewusstsein nicht ganz geschwunden ist, fixe Ideen, Schlaf nach dem Anfall. c) Symptome in den Intervallen beider Krankheiten: Sinnestäuschung, Furcht, Ängstlichkeit, Misstrauen, Heimlichkeit, Neigung zum Zorn und zur Rachsucht, Hartnäckigkeit, Eigensinn, Schwäche des Urtheils und Gedächtnisses (*Neumann*, die Krankheiten des Vorstellungsvermögens. Leipzig 1822. S. 173—175. *Platner*, Quaest. medic. forens. Part. VI., wo es heisst, dass die Handlungen der Epileptischen, welche diese in der Absicht, Übles zu thun und sich zu rächen, unternommen haben, Entschuldigung mit Verstandeslosigkeit zulassen); endlich krankhafte Triebe und anderweitige Alienation des Begehrungsvermögens. 2) Ausgänge und Complicationen. Partielle, oder allgemeine Lähmung, Schlagfluss, Blödsinn; öfters verbinden sich *Mania furibunda* und Epilepsie mit einander. *Percival* (*Nasse's* Zeitschrift, 1818. 4 H. S. 568 ff.) theilt 7 Fälle mit, in welchen dem epileptischen Anfall stets ein Zeitraum der *Mania furib.* vorausging, oder nachfolgte. In der Salpetrière (*Esquirol*, bearbeitet von *Hille*. S. 63) waren von 289 Epileptischen, 136 theils Blödsinnige, theils an *Mania furibunda* Leidende. *Chiavari* (Abhandl. über den Wahnsinn. Aus dem Ital. Leipzig 1795. S. 641, 665, 693, 695) theilt mehrere Beispiele vom Übergange der Epilepsie in *Mania furib.* mit. Oft gestaltet sich diese, wenn sie aus Epilepsie hervorgegangen ist, als Mordsucht (s. die Beispiele in *Friedreich's* gerichtl. Psychologie. S. 573 u. 633; so auch bei *Esquirol*, Sur la monomanie homicide. p. 41). 3) Ätiologische Momente. Fortpflanzung und hereditäre Disposition, Eintritt der Pubertät, mehr das jugendliche, als spätere Alter, Einflüsse des Mondes (*Friedreich's* Diagnostik. S. 86—90). *Tyson* (s. *Pargeter* über den Wahnsinn. Aus dem Engl. Leipzig 1793. S. 94) bemerkt, dass die Anfälle der *Mania furib.*, die mit den Mondesveränderungen gleichen Schritt hält, gewöhnlich von epileptischen Anfällen begleitet werden. Die Entwicklungsperioden, Kopfwunden, fremde Körper im Gehirne, Eiter in demselben, Krankheiten des Darmcanals, besonders Würmer (nach *Proff*, s. dessen 3 Coups d'oeil sur la folie, besonders die zweite Schrift, betitelt, Deuxième coup d'oeil sur la folie, ou expos. des causes essentielles de cette maladie. Paris 1807 — leidet ein Drittel aller Wahnsinnigen an Würmern (? ? M.), indem er sämt-

liche Ursachen des Wahnsinnes auf Galle, Schleim und Würmer reducirt); unterdrückte Blutflüsse, Exantheme, Geschwüre, Gicht, grosser psychischer Schmerz (erzeugt wenigstens einen dem Delirium sehr ähnlichen, auch von mir bei einem am Finger verwundeten Drechslerburschen beobachteten Zustand; s. Nasse, über das Verhältniss des Schmerzes zum Irrsein, in der Zeitschr. für psychische Ärzte. 1825. 1. H. S. 112); Knochenbrüche, chirurgische Operationen, Quetschung, Zahndurchbruch, Eiterung in sehr sensiblen Gebilden etc. erzeugen aber auch Epilepsie; endlich heftig einwirkende Leidenschaften, Nachahmung der Krankheit. In den Leichen der an Epilepsie wie an Mania furib. Verstorbenen findet man öfters Abnormitäten des Schädels, des Gehirns und seiner Häute, so auch Abnormitäten des Rückenmarkes, mancherlei pathologische Producte in der Brust- und Bauchhöhle. Als eines der wichtigsten Ergebnisse der angestellten Vergleichung zwischen Tobsucht und Epilepsie möchte der Beweis gegen die psychische Theorie der Seelenkrankheiten sein: denn soll die Mania furib. Frucht der Sünde sein, so muss diese auch von der Epilepsie angenommen werden. Nach der psychischen Theorie müsste die Epilepsie der allersündhafteste Zustand sein, weil bei der Mania furibunda doch noch einiger Verstand ist, in der Epilepsie dagegen die Vernunft gänzlich schweigt. Da es aber ausgemacht ist, dass die Epilepsie nur aus somatischen Quellen entspringt, so muss natürlich auch die primäre Ursache der Mania furibunda in der körperlichen Sphäre zu suchen sein. Beiden Krankheiten liegt ohne Zweifel ein Leiden des Gehirns zum Grunde. Bei der Epilepsie ist, da die Bewegungen unwillkürlich erfolgen, das Rückenmark überwiegend thätig, und das kleine Gehirn — der Coordinator der vom Rückenmark ausgehenden Bewegung zu bestimmten Acten — tritt in den Hintergrund; doch auch das grosse Gehirn feiert, weil der bestimmte Impuls des Willens nicht ohne vorhergehendes Denken zu Stande kommen kann; in der Manie herrscht dagegen das kleine Gehirn über das grosse vor, weil hier ein krankhafter Trieb zur Bewegung stattfindet, die Bewegung aber bestimmte Acte vollzieht; ausserdem macht die grosse Muskelstärke bei Mania furibunda es wahrscheinlich, dass gleichzeitig das Rückenmark an erhöhter Reizbarkeit leide. Die Bewegung der Muskeln kann aber nicht so stark sein, wie in der Epilepsie, da sich hier die Lebenskraft nicht wie in der Fallsucht bloss auf das Rückenmark concentrirt, sondern zwischen dieses und das kleine Gehirn getheilt ist. In Bezug auf gerichtliche Medicin ergiebt sich der Satz, dass Epilepsie und Mania furibunda in den Intervallen ein und dieselbe Beurtheilung erfahren müssen; dass bei beiden zwar nicht absolut vollkommene Unzurechnungsfähigkeit anzusprechen sei, beide aber doch in beiden Fällen die gerechtesten Zweifel gegen die Imputation erheben lassen (s. Platner l. c. Henke's Abhandl. aus der gerichtl. Medicin. 4. Bd. 2. Aufl. S. 8 ff. Friedreich's gerichtliche Psychologie S. 360 ff.). — Möller (Friedreich's Blätter für Psychiatrie. 3. H. 1838. I.) nennt die Manie in genere das selbstständig vorherrschende Seelenleben der Empfindungen und Triebe vor der gewöhnlichen Geistes- und Körperthätigkeit. Findet dies nur in Bezug auf eine einzelne Empfindung, oder einen einzelnen Trieb statt, so ist die Form der Manie eine partielle und erscheint als Monomanie, deren erste Spuren sich in der Mania sine delirio zeigen; treten dagegen mehrere Empfindungen und Triebe selbstständig zugleich hervor, so entsteht ein Kampf von Lust und Unlust. Herrscht die Unlust über die Lust vor, so bildet sich die Form von Melancholie, welche in ihrer Steigerung als Tollheit oder Raserei (Mania in specie) erscheint; herrscht dagegen die Lust über die Unlust: so gestaltet sich der Zustand als Narrheit, Moria (s. d.), bis endlich alle Thätigkeit der Seele erlahmt und endlich Elödsinn (s. d. und Albernheit) entsteht. — Einen Fall von Mania transitoria (autochirica) findet man auch in der medicin. Vereinszeitung. 1837. Nr. XVIII. und XIX. von Arnheimer beobachtet, wo der Kranke sich unter ein Wagenrad warf, Kies verschluckte, seinen Kopf gegen einen Stein schlug und sich endlich ins Wasser stürzte; einen Fall von Mania erotica auch in Hufeland's Journal. 1837. März.

S. 96, von *Gittermann* beschrieben. Der Kranke beging hier Gewaltthätigkeiten, riss sich die Haare aus dem Kopfe, zertrümmerte und riss an seinen Geschlechtstheilen und schrie, dass man ihm diese mit Nadeln steche, ihn morden wolle. Der Penis war dabei in statu erectionis (Folge theils des unverkennbar fast bis zur Satyriasis gesteigerten Geschlechtstriebes, theils der beständigen Manipulationen an den Theilen. *Tott*), und die Augen rollten im Kopfe umher. Einen andern Fall von Mania transitoria beobachtete *Rudolph* bei einem Husaren (Medic. Vereinszeitung. 1838. Nr. 47. III), und vielleicht fand diese Krankheit auch in dem kürzlich durch die Berliner Zeitung von Haude und Spener. Novbr. 1839) zur allgemeinen Kenntniss gekommenen Falle statt, wo sich ein Mensch vor einen herbeieilenden Eisenbahnwagen warf und sich den Kopf abschneiden liess (jedenfalls eine Todesart, statt der ein nicht irrer Mensch wohl eine leichtere wählt, wenn er sich aus der Welt schaffen will. *Tott*). Ich selbst nahm einen Fall von Mania transitoria bei einem 13jährigen Drechslerburschen (unmittelbar nach heftiger Klemmung eines Fingers, also entweder als Folge von Schreck, oder Schmerz) wahr, wo sich das Übel nicht durch Trieb zu gewaltsamen Handlungen zu erkennen gab, sondern mehr als eine Art Narrheit (als Paranoia und zwar als *ecnoia* *Heinroth*) darstellte und 24 Stunden anhielt. Der Kranke tanzte häufig im Kreise umher, trieb allerlei Possen, sang, lachte und geberdete sich wie ein kleines Kind. Es ist auch gewiss nicht nöthig, dass die Mania transitoria sich in allen Fällen durch Gewaltthätigkeitstrieb ausspreche; es kann auch Moria transitoria und das sein, was *Heinroth* Ecstasis (Wahnsinn, Traumleben) nennt, und zwar dann Ecstasis transitoria. Soll überhaupt Mania transitoria angenommen werden, so muss es mit einem Anfalle der Seelenstörung, in Stunden, höchstens in einigen Tagen abgemacht sein; dauert das Übel länger, so findet gewöhnliche Manie statt, die nur einmal erscheinen, aber auch wiederkehren kann. Oft ist der für Mania transitoria gehaltene Fall wohl nur ein Recidiv eines schon früher dagewesenen Anfalles von Manie, der verschwiegen gehalten wird. Kehrt das Übel periodisch wieder, so ist es eine gewöhnliche Mania periodica. Reine Mania transitoria muss als erster Anfall einer Seelenstörung erscheinen und nur die oben angegebene Zeit anhalten. — (Dr. C. A. *Tott*.)

Nachschrift des Herausgebers. Einen merkwürdigen Fall von Mania transitoria furibunda mit Mordsucht hat *Otto* in Kopenhagen (*Fricke's* und *Oppenheims* Zeitschr. für die ges. Medicin 1839. Bd. 10. H. 4. S. 340) mitgetheilt. Es ist dieser: Ein Bauer, P. A. in T., 42 Jahr alt, ein in der ganzen Gegend sehr geachteter Mann und Vater von drei Kindern, der nur den Tag vorher stiller und mehr verschwiegen gewesen war, als sonst, nur ein einzigesmal über Übelkeit, übrigens über nichts geklagt hatte, stand den ersten August 1833 sehr früh auf und erzählte seiner Frau, dass ihm übel sei, und dass er einen sonderbaren Schauer über den ganzen Körper spüre. Die Frau rieth ihm, sich wieder zu Bett zu legen und noch ein wenig zu schlafen; er folgte diesem Rathe, stand aber nach einer Viertelstunde, ohne geschlafen zu haben, wieder auf, und bat seine Frau, den Nachbar, den jungen P. zu holen, weil er mit ihm von einer Pferdeschau, die den Tag vorher in dem Dorfe stattgefunden hatte, zu sprechen wünschte. Die Frau ging und kam alsbald mit dem Bescheid zurück, dass P. sich gleich einfänden würde. P. A. hatte sich mittlerweile angezogen, und ging der Frau in der Thüre vorbei in den Hof. Dort nahm er eine Axt, und indem der Nachbar P. eben auch in den Hof hinein kam, ging er ihm entgegen und versetzte ihm, während er sich ein wenig bückte, um einem Fuder Heu vorbei zu kommen, unerwartet mit der Axt zwei heftige Schläge auf den Kopf. Der Verwundete griff ihn um den Leib, und riss ihm, mit Hilfe der Frau, die schnell herbeieilte, die Axt aus der Hand. Ohne ein einziges Wort zu sagen, aber mit wildem, starrem Blicke lief er schnell ins Haus, ergriff ein Brotmesser, dass in der Stube lag, und stürzte in das Schlafzimmer, wo seine drei Kinder noch schliefen. Dort fasste er die älteste Tochter, ein 13jähriges Mädchen, beim Halse und versetzte ihr mit

dem Messer eine Wunde, die, da das Mädchen dadurch erwachte und im Bette aufsprang, und die Mutter eiligst herbeiläufend dem Manne das Messer entriess, im hintern Theile des Halses nur 2 Zoll tief eindrang. P. A. liess sich ruhig das Messer nehmen und in ein Zimmer einschliessen, wo er zwar anfangs eine grosse geistige Aufregung an den Tag legte und auf alle Fragen, wie es mit ihm wäre, nur: O ich bin kein Mensch“ antwortete, aber doch bald ruhiger und besonnen wurde. Dem herzuggerufenen Bezirksarzt R. beschrieb er, wie es schien, sehr vernünftig sein Befinden; er klagte über Druck in der Herzgrube, über Kopfweh, viel Brausen vor den Ohren; sein ganzer Körper schauderte; die Zunge war stark weiss belegt, der Puls voll, der Blick ängstlich, seit mehreren Tagen Leibesverstopfung. — Blutegel an den Schläfen, Salzmixtur, Zuggpflaster in den Nacken. Besserbefinden; er erholte sich bald gänzlich und äusserte nicht eine Spur von Gemüthskrankheit. — Die Wunden, die er dem Nachbar P. zugefügt hatte, waren glücklicherweise ganz gefahrlos. — Niemand im Dorfe und in der Gegend konnte sich P. A.'s Betragen erklären. Er war stets ein allgemein geachteter Mann und von Allen gut gelitten, und hatte besonders im freundschaftlichsten Verhältnisse zu dem von ihm Verwundeten gestanden, und war seinen Kindern immer ein guter und zärtlicher Vater. Vor dem Gerichte, 16 Tage nachher, erklärte er: dass er auf keine Weise begreifen könne, wie er in die unglückliche Lage gekommen wäre, in welcher er, der Aussage Anderer gemäss, nicht allein seinen Freund P., mit dem er nicht ein einzigesmal gezankt hatte, sondern sogar sein eigenes Kind verwundet hätte. Er könnte sich nur besinnen, dass er an jenem Tage seine Frau gerufen, dass er sich dann in einem fieberhaften Zustande befunden, und nachher den jungen P. habe holen lassen, aber er könne durchaus nicht sich erinnern, was zwischen ihm und P. vorgefallen, noch was er mit dem Kinde vorgenommen, Er hätte keine Kränkung erlitten, die Einfluss auf seine Gesundheit hätte haben können, er entsinne sich aber, den Tag vorher sich nicht ganz wohl befunden zu haben.

Oben mitgetheilter Fall wurde neulich dem dänischen königl. Gesundheitscollegio zur Entscheidung der Zurechnungsfähigkeit vorgelegt. Natürlicherweise verneinte das Collegium die Frage. Wir brauchen wol aber nicht auf die Wichtigkeit dieses Criminalfalles in medico-forensischer Hinsicht aufmerksam zu machen. Eine körperliche Krankheit veranlasste hier, so wie in vielen andern Fällen, einen schnell vorübergehenden Wahnsinn, der sich besonders durch einen krankhaft gesteigerten Zerstörungstrieb (Mordsucht) äusserte. Kein aufgeklärter Arzt würde wol in unsern Tagen hier Zurechnungsfähigkeit annehmen, aber — gesetzt, dass P. A. und der Nachbar P. bekannte Feinde gewesen wären, dass sie sich vielleicht den Tag vorher gezankt hätten, dass nur der Nachbar (nicht auch das Kind) verwundet oder vielleicht erschlagen worden wäre; — würde dann wol der Mangel an Zurechnungsfähigkeit so offenbar gewesen sein, würde der unglückliche Kranke nicht vielleicht für schuldig erklärt, und die Krankheits-symptome, die denselben Tag vorhanden waren aber schnell vorübergingen, für natürliche Folgen seines aufgeregten Gemüths, während und nach dem Todtschlage angesehen worden sein! —

„Schliesslich bemerken wir nur, — sagt Otto — dass dieser Fall unter so vielen ähnlichen einen neuen Beweis für die Wahrheit der phrenologischen Grundsätze liefert, und dass er nur durch dieselben vollkommen erklärt werden kann; denn nur, wenn wir einen solchen ursprünglichen, von den andern Neigungen unabhängigen Trieb, wie der Zerstörungstrieb, annehmen, können wir uns Fälle von Wahnsinn, in welchen nur dieser Trieb krankhaft gereizt ist, befriedigend enträthseln.“

Dr. Zengerle (s. Schneiders etc. Annalen d. St. A. Kunde. Jahrg. IV. Heft 3. S. 1—15. Freiburg 1839) hat zwei recht interessante Fälle von krankhafter Mordlust, die er zu den krankhaften Gelüsten (?) rechnet, mitgetheilt, die in Beziehung auf Zurechnungsfähigkeit, gleich jenen ähnlichen von andern Autoren berichteten, deshalb so sehr schwierig sind, weil man

weder ein subjectives, noch objectives Krankheitsymptom beobachtete, wo weder vor, noch nach der That eine Spur von Geistesstörung wahrgenommen werden konnte, und doch keine Leidenschaft oder ein niederer Trieb zu einer solchen That an dem Verbrecher zu entdecken war. — Nach Anführung dieser beiden Fälle sagt Z., dass sie Folgendes beweisen: 1) dass wirklich Fälle vorkommen können, in welchen der beste Mensch, ohne von irgend einem niedern Antriebe oder einer Leidenschaft dazu verleitet zu sein, zu einem Morde könne angetrieben werden. In den Z.'schen beiden Fällen war eben so wenig, wie in dem oben mitgetheilten Otto'schen Hass und Feindschaft; ja die betreffenden Personen waren gegentheils von beiden Kranken sehr geliebt. — 2) Dass bei solchen Verbrechern (wenn man sie so nennen darf) weder physische, noch psychische Krankheitssymptome wahrgenommen werden können (wenigstens nicht zu Anfange und im ersten Anfall der Mordmonomanie; — denn auch in dem einen Fall — betreffend einen 38jährigen Knecht, gingen später durch Anthelminthica 50 Spulwürmer ab. M.), und der Thäter doch nicht zurechnungsfähig sein kann. — 3) Dass einzelne solcher Kranken das Ungerechte und Fürchterliche ihrer Triebe wol einsehen und Alles entfernen, was zur Vollbringung ihres Antriebes beitragen kann. So warnte im ersten Fall dieser Knecht seinen Bruder, den er sehr liebte, oft, sich in seinen Anfällen von ihm fern zu halten, und das Mädchen legte jedes Messer bei Seite, und prüfte jedesmal, so oft sie in die Küche trat, ob nicht ein Messer etc. darin liege. — 4) Dass eine einzelne psychische Function bei normalem Fortbestehen der übrigen, erkranken könne. Der erste der beschriebenen Fälle — sagt Z. — in welchem der Kranke mit Gewalt über seinen Bruder herfiel, um ihn zu erwürgen, zeigt durch die nachherige Äusserung des Kranken selbst, dass er seinen Bruder zärtlich liebe und durchaus keinen Groll auf ihn habe, hinlänglich, dass hier der Wille für sich momentan krank war. Patient konnte sich des Anfalls genau erinnern, und wünschte selbst während desselben, dass die That, zu welcher ihn ein blinder Trieb hinführte, verhindert werden möchte. Er sah also das Schreckliche und die Verkehrtheit seiner Willensäusserungen ein, und dennoch hatte seine krankhaft gesteigerte verkehrte Willenskraft momentan ein solches Übergewicht über seine übrigen geistigen Functionen, dass er denselben nicht Meister werden konnte. Dasselbe zeigt uns der zweite Fall. Auch dieses Mädchen, das seine Mutter und Schwestern zärtlich liebte und keinen Grund hatte, denselben zu zürnen, sah das Schreckliche ihres Antriebes so gut ein, dass sie zuerst in die tiefste Traurigkeit und nachher sogar in Wahnsinn verfiel. Nur konnte dieselbe ihre gesteigerte Willenskraft noch immer so beherrschen, dass es nicht zur That kam. — Von vielen Autoren wird zwar jetzt noch aufs Bestimmteste geleugnet, dass eine einzige der psychischen Functionen bei normalem Fortbestehen der übrigen für sich erkranken könne, mithin der menschliche Wille ohne Störung im Erkenntnisvermögen nie krankhaft ergriffen werden könne. Dagegen ist, ausser den vielen, von verschiedenen Ärzten beobachteten Fällen; Folgendes einzuwenden: Die menschliche Willenskraft ist ja keine einfache, ungetheilte Kraft, sondern es besteht neben jedem Begehren auch eine Kraft des Widerstandes, — ein Vermögen, das Begehrte nicht zu wollen; über diese muss nothwendig auch eine dritte Fähigkeit, nämlich die: über diese beiden entgegengesetzten Richtungen Herr zu sein (die Fähigkeit zu wählen), angenommen werden, und dies wäre dann die Freiheit des Willens (s. d. Artik.). — Allein gerade diese Freiheit ist keine absolut unbeschränkte, sondern, gleich allen übrigen psychischen Functionen, eine vom thierischen Organismus abhängige und durch ihn bedingte; sie kann also aufgehoben werden, und zwar entweder durch Lähmung der Widerstandskraft, oder dadurch, dass die Heftigkeit des Begehrens bis zur blinden Wuth gesteigert wird, was in Z.'s erstem Falle stattgefunden zu haben scheint (s. Unfreiheit). Der Arzt muss bei Beurtheilung solcher Zustände nie die Thatsache vergessen, dass bei vollkommenem Selbstbewusstsein die Willensfreiheit dennoch aufgehoben, und bei unge-

störter Urtheilskraft der Entschluss dennoch gebunden sein kann.

Marktschreierei, s. Puscherei.

Marktplätze, s. Städte.

Masturbatio, s. Onania.

Maul- und Klauseuseuche. *Apthae epizooticae*. Obgleich diese Krankheit des Rindviehes und der Schafe schon anderswo besprochen worden (s. Th. I. S. 1022), so theile ich dennoch Folgendes, zum Theil hervorgegangen aus Beobachtungen einer im Sommer 1839 hier in Mecklenburg herrschend gewesenen Seuche, und von mir ausgearbeitet und abgedruckt in Nr. 1074 des freimüth. Schweriner Abendblattes von 1839, noch darüber mit. — 1) Das Übel ist ansteckend; dies beweisen *Hertwig's* Versuche, welche die Übertragung des Giftes auf Menschen, sowol durch Impfung mit der Feuchtigkeit in den Bläschen, als durch den Genuss der Milch, unbestreitbar nachweisen. In der Nähe von Kröplin bei Rostock erkrankten mehrere Kinder durch solche Milch im Jahr 1839 und manche davon sehr schlimm. Die Krankheit, welche mit trockner, heisser Haut und Fieber begiant, wobei auch Ohren, Hörner, Maul und Klauen heiss anzufühlen, die Lippen und Zunge anschwellen, Milch-, Harn- und Darmexcretion vermindert sind, hat die beschriebenen Schwämmchen im Maule, an den Eutern etc., die nur sehr klein auftreten und erbsengross werden, als weissliche, gelbliche Bläschen sich darstellen und dann platzen, zu charakteristischen Zeichen. Meist gleichzeitig oder schon früher tritt die Klauseuseuche hinzu. Dem Thiere schmerzen die untern Enden eines oder mehrerer Füsse, welche es ängstlich in die Höhe hebt, an einander reibt; später hinkt es oder steht gar nicht mehr vom Lager auf. Der Fuss zeigt eine bedeutende, heisse, schmerzhaftige Geschwulst mit zahlreichen, eiterartige Lymphe enthaltenden Bläschen, die sich abschuppen. In der Regel folgt am 12.—20. Tage, wo sich die neue Schleimhaut im Maule gebildet und die Füsse gleichfalls geheilt sind, die Genesung. In einzelnen Fällen ist aber schlimmer. Es bilden sich rasch zwischen Huf und Krone kleine Geschwüre, die bei Vernachlässigung in die Tiefe fressen, höchst stinkende Jauche absondern, auch der Hornschuh verloren geht und das Fussgelenk steif bleibt. — 3) Schon *Sagar* (Libell. de apth. pecorinis. Vienn. 1765 p. 14) beobachtete, dass Menschen, die mit solchem kranken Vieh umgegangen, Geschwulst des Gesichts, Schwämmchen im Munde und Schlingbeschwerden bekommen, und *Brosche* (die Maul- und Klauseuseuche der Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine. Dresden 1820. S. 27) erzählt einen Fall, wo sich bei zwei Mädchen, die sich mit den kranken Kühen viel beschäftigt, an Händen und Füssen Geschwulst und Bläschen, ähnlich denen an den Eutern der Kühe, gezeigt hätten. Als sich in Berlin die Maul- und Klauseuseuche vor wenigen Jahren verbreitete, genoss *Hertwig* (a. a. O.) mit noch zwei andern Männern des Versuchs wegen täglich ein Quart frischer, jenen Kühen entnommener Milch. Dies setzten sie, alle drei völlig gesund, vier Tage nach einander fort. Schon am zweiten Tage zeigte sich bei H. Fieber, Kopfweh, Gliederreissen, trockner, heisser Mund, Jucken in den Händen und Füssen. Fünf Tage später schwoll der Mund, besonders aber die Zunge, sehr an, und es bildeten sich auf ihr, so wie im Munde und an den Lippen, linsengrosse Bläschen von gelblichweisser Farbe und weisslich trübem Inhalte, die beim Anstechen sich leicht entleerten, aber wieder erzeugten. Sie vergrösserten sich später, platzten und hinterliessen dunkelrothe Flecke. Ähnliche Bläschen sassen auch an den Händen und Fingern; dabei heftige Schmerzen im Munde beim Kauen, Sprechen und Schlucken, auch heftiger Durst. Die andern beiden Ärzte litten an gleichen Zufällen, wie *Hertwig*. Es ist demnach die Ansteckbarkeit des Übels durch den Genuss der Milch ausser Zweifel gesetzt; weniger genau weiss man, ob die Lymphe in den Bläschen ansteckt, oder nicht.

Die Landbewohner in der Umgegend von Rostock kochten die Milch solcher kranken Kühe stets vor dem Genusse auf. Käsete sie, d. h. blieb sie nicht ungeronnen, so hielt man sie für schädlich und genoss sie nicht. Im entgegengesetzten Fall geschah letzteres, und niemand erkrankte darnach.

4) Was die Cur der Maul- und Klauenseuche betrifft, so schadet ein kräftiges ärztliches Eingreifen mehr oder weniger immer. Absperrungen im Grossen können, da das Übel epizootischer Natur ist, nichts nützen. Herrscht aber die Seuche in der Nähe, so muss durch sorgfältiges diätetisches Verhalten der Thiere die Empfänglichkeit dafür vermindert und bei den schon erkrankten Stücken die Heftigkeit der Krankheit dadurch selbst beschränkt werden. Höchst schädlich ist: trocknes, moderiges, mit Insecten besetztes oder sonst schlechtes Futter, — übermässige Anstrengung, starke Sonnenhitze, schneller Temperaturwechsel, besonders zu grosse Feuchtigkeit. Die kranken Thiere sind von den gesunden zu trennen; sie müssen ihre besondern Trink- und Fressgeräte haben, und, leiden sie an der Klauenseuche, so dürfen sie nicht einmal mit den gesunden Thieren auf eine Weide getrieben werden, weil der an den Klauen haftende Eiter den Boden beschmutzen und so die Krankheit auf das gesunde Vieh übertragen kann. — Aderlassen und andere schwächende Mittel schaden bei der Seuche fast immer. Zu Anfange der Krankheit dienen: viel kaltes Wasser, kühlende, leicht säuerliche Getränke mit Mehltrank, Kleienabkochung, auch etwas Kochsalz oder Glaubersalz hinzugesetzt. Als Maulwasser passt am besten Mehl, Honig und Wasser, ohne alle scharfe Zusätze. Das Aufkratzen oder Aufstechen der Blasen ist zu vermeiden. Sind sie reif und von selbst geplatzt, so kann man die Stellen mit ungesalzener Butter bestreichen. Hat das Übel einen fauligen Charakter, was selten ist, so passen Pinselsäfte mit Zusatz von Kampherspiritus, Kalkwasser, Chlorkalk. Dass die grösste Reinlichkeit im Stalle herrschen muss, versteht sich von selbst. Am Ende der Krankheit gebe man dem Viehe viermal täglich $\frac{1}{2}$ Mass von einer Kalmuswurzelinfusion (6 Unzen auf 2 Pott Wasser, $\frac{1}{2}$ Stunde digerirt) und strigle das Thier täglich ein paarmal. (Als Präservativ rühmt man in der kröpliner Gegend pulverisirte Lorbeern, dem Vieh mit Brot oder Mehltrank eingegeben).

5) Sind Menschen in Folge des Genusses der Milch oder des Fleisches von Thieren, die an der Maul- und Klauenseuche litten, erkrankt, so dienen: innerlich Limonade, Crem. tartari, öfteres Ausspülen des Mundes mit kaltem Wasser, später Pinselsäfte aus Rosenhonig und Borax etc. (S. Jacob Levin, vergleichende Darstellung der von Hausthieren auf Menschen übertragbaren Krankheiten. Berlin 1839, S. 162 ff. — gekrönte Preisschrift).

6) Wenn es in unserm Mecklenburg landesgesetzliche Verordnung ist, dass auf allen Gütern, wo die Seuche ausgebrochen, dieser Umstand sogleich in den öffentlichen Blättern zur allgemeinen Kunde und zur Verhütung von Schaden gebracht werden muss; so ist's um so mehr zu tadeln, dass die Policei unserer Stadt Rostock darauf gar nicht geachtet hat, dass die vielen in den Vorstädten wohnenden Ackersleute, welche die Milch in der Stadt verkaufen, in Betreff der Seuche gar nicht controlirt worden sind, obgleich einzelne Fälle hier thatsächlich vorgekommen, wo der Genuss der rohen Milch Kindern im Munde Schwämmchen verursacht hat.

Mauerpfeffer, s. *Sedum acre*.

Meconsäure, s. *Opium*.

Medusenhaupt, s. Schwämme, giftige.

Meerzwiebel, s. *Squilla*.

Melancholia (Zusatz zu Th. II, S. 212). Eine gute Charakteristik der Melancholie findet sich von Möller in *Friedrich's* Blättern für Psychiatrie. 1833. 3. Heft. — Die von manchen Autoren als Ursache der Melancholie angenommenen Verengerungen der Gedärme sind dies doch nur, wie

Walter (*Hufeland's Journ.* August 1837. III.) will, unter einer gleichzeitig sich darauf beziehenden anomalen Nervenstimmung, vorzüglich des Gangliensystemes. — Wie schon in dieser Encyclopädie (Th. II. S. 175) bemerkt, nennen Mehrere, wie *Savages* u. A., die aus Religionsschwärmerei hervorgehende Seelenstörung mehr eine Melancholie, als eine Manie, und zwar *Melancholia religiosa*, über welche *Blumröder* (*Friedreich's Blätter für Psychiatrie.* 1. H. 1837. S. 14) Folgendes bemerkt: Die *Melancholia religiosa*, welche aus Wahnvorstellung in Bezug auf Religion hervorgeht, tritt entweder als partieller Wahnsinn, oder als Schwermuth (Trübsinn) auf. Die erste Form kommt bei sogenannten Überstudirten aus den untern, oder mittlern Ständen am meisten vor, ist meistens im Hirnleben selbst begründet, in der Regel mit Hochmuth vorgesellschaftet, und spricht sich gewöhnlich dadurch aus, dass die Kranken Götter, einzelne Personen der Dreieinigkeit, Meiligkeit u. s. w. zu sehen wähnen. Die letztere Form (Schwermuth, Trübsinn) charakterisirt sich dagegen zunächst durch Abdominal-, viel seltener durch Herzkrankheiten, und deren Begleiterinnen: durch Schreckhaftigkeit, Furchtsamkeit, Misstrauen, Kleinmuth, Angst über eingebildete Sünden, Verzweiflung an der eigenen Seligkeit, Selbstmord, seltener durch Mord Anderer. Beide Formen der Melancholie alterniren nicht selten; zwischen beiden liegen analoge Zustände hypochondrischer und hysterischer Art, und sexuelle Irreseinsformen fallen, zumal beim weiblichen Geschlechte, oft mit religiöser Melancholie zusammen. Der religiöse Trübsinn besteht gar oft mit bürgerlicher Brauchbarkeit, und kommt dem Irrenarzte daher nur selten zur Beobachtung, obwol er in neuern Zeiten zu den häufigern Erscheinungen, besonders unter den pietistischen Gesellschaften der Protestanten (unter diesen auch von mir einigemal beobachtet. *Tott*) gehört. Das Übel entwickelt sich entweder primär im Gehirne, durch Bücher, oder Religionslehrer veranlasst, oder es geht vom Unterleibe aus, begünstigt durch sitzende Lebensart, stopfende Kost, geschlechtliche Reizungen, die man als Wirkungen des Satans betrachtet, durch Hämorrhoiden u. s. w. Meistens entsteht die Krankheit durch einen (psychischen) Ansteckungsstoff, den pietistische Prediger weniger von der Kanzel verbreiten, als vorzugsweise in Privatconventikeln möglichst befruchtend zu machen streben. (Auch ich kannte einen Prediger, der auf der Kanzel gar nicht als Pietist erschien, und dennoch einen pietistischen Conventikel dirigirte, der wenigstens viele Sonderlinge machte, von denen mancher später auch wol noch von Melancholia religiosa ergriffen worden sein mag. *Tott*). Den fruchtbarsten Boden für diesen Ansteckungsstoff bieten venöse Congestionen, Affectionen des Abdominalgangliensystemes (aus dieser Quelle war nicht nur die bei einem pietistischen Bauer, in der Berliner Charité, 1814, beobachtete Melancholia religiosa entstanden, sondern auch in meiner eigenen Praxis habe ich pietistische Leute, bei denen das Abdominalvenensystem präponderirte, Hypochondristen und bereits Hysterische von Melancholia religiosa vorzugsweise befallen sehen). Die einzelnen Fälle der religiösen Schwermuth sind sich übrigens sehr ähnlich. —

(Dr. C. A. Tott.)

Meloë vesicatorius, s. Spanische Fliegen.

Membrana hyaloidea, s. Oculus.

Membrana Ruyschiana, s. Ebend.

Menschenmilch, s. Säugamme.

Menschenpocken (Zusatz zu d. Artikel, Th. II. S. 235). Der Dr. Thiele in Kasan (s. *Henke's Zeitschr. für St. A. Kde.* 1839. Bd. 37. H. 1. S. 1—21) hält die Menschen- und Kuhpocken für identisch, so dass erstere durch Rückbildung zur Vaccine sich umgeändert hätten und, an den Händen der Milchmädchen den Zitzen der Kühe inoculirt worden seien. Seine Versuche mit Impfung des Menschenpockengiftes an Kühen brachten echte Kuhpocken hervor, deren

Lympe er durch 75 Impfgenerationen gehen liess und auf mehr als 8000 Individuen übertrug. Diese Kuhpocken zeigten sich in der ersten Impfgeneration intensiv stärker, als die gewöhnliche Vaccine seit Jenner; auch war das Fieber stärker. — Th. macht den Vorschlag, durch solche Impfungen von Menschen auf Thiere auch andere bösartige contagiöse Krankheiten milder zu machen. — Seine Versuche zur Erzielung der Vaccine haben ihn auf nachstehende, wohl zu beachtende Bedingungen, sowie auf die Feststellung folgender pathologischer Momente geführt: 1) Die Kuh, die man zu diesen Versuchen wählt, muss zwischen 4—6 Jahre alt und frischmelkend sein; man wähle eine weisse, wenigstens eine Kuh mit weissem oder hellem Euter, weil die Pocke am besten auf einer solchen zu sehen ist. 2) Sie darf nicht auf die Weide getrieben, sondern muss in einer 15° R. warmen Stube gehalten werden, ihre Nahrung kann die gewöhnliche sein, und sie wird wie immer gemelkt. 3) Die Haare an der zu impfenden Stelle müssen abrasirt werden; man wähle den hintern Theil des Euters, impfe eben so wie man Pocken impft, mache jedoch tiefere Einschnitte. Der hintere Theil des Euters muss vorzugsweise dazu gewählt werden, damit die Kuh die Impfstelle nicht ablecke, und man verbinde dieselbe mit einem Tuche. 4) Zum Impfen kann man sowol Pockenlymphe unmittelbar aus natürlichen Pocken, als auch solche, die auf Gläsern aufbewahrt worden und 10 bis 20 Tage alt ist, nehmen; die Pocken, aus denen man die Lymphe nimmt, müssen jedoch hell, durchsichtig, perlfarben und die Lymphe selbst flüssig sein. Die grössere oder geringere Bösartigkeit der Epidemie und der Krankheit des Subjects, von dem man die Lymphe entnimmt, hat keinen wesentlichen Einfluss auf die nach beiden Methoden zu bildende Vaccine; denn in Fällen, in denen die Pocken zusammenflossen, schwarz wurden, und das Kind starb, ward durch die Übertragung vollkommen gute Vaccine erzielt. 5) Was die allgemeinen und örtlichen Erscheinungen an der geimpften Kuh betrifft, so bemerkt man am dritten Tag eine Härte im Zellgewebe der Euter, am 5ten bildet sich eine der Vaccine gleiche Pustel, am 7ten und 9ten enthält letztere eine wasserhelle Lymphe, hat in der Mitte eine Vertiefung oder Nabel, fängt am 9ten bis 11ten Tage an abzutrocknen, indem sie einen Schorf bildet, und hinterlässt eine kleine flache Narbe; 3—6 Impfstiche bilden meist nur 1—2 Pocken. Obgleich zwischen dem 4ten bis 7ten Tage ein schnellerer Puls, vermehrte Wärme, besonders in den Hörnern bemerkt wird, so wird das allgemeine Befinden der Kuh und ihre Esslust dadurch nicht besonders gestört. Die aus dem Euter entnommene Lymphe kann unmittelbar auf ein Kind übertragen, oder auch erst eine Zeitlang auf Glas bewahrt werden, und schlägt durchgängig an. 6) Die von ihr auf Kindern gebildete Pocke, hat einen der gewöhnlichen Vaccine ganz ähnlichen, nur in den ersten Generationen etwas intensivern Verlauf. 7) Die Zeit, zu welcher die Lymphe zum Weiterimpfen abgenommen werden muss, wird durch die Entwicklung der Pustel, die nicht immer gleichzeitig ist, bestimmt; wenn die Pocke wasserhelle Lymphe enthält, so so ist es Zeit sie zu entnehmen, was gewöhnlich zwischen dem 6ten und 10ten Tage stattfindet. 8) Die Reduction der Menschenpocke zur Vaccine anlangend, so muss die Lymphe aus Menschenpocken erst 10 Tage zwischen mit Wachs verklebten Gläsern liegen, und dann mit warmer Kuhmilch verdünnt, gleich der gewöhnlichen Vaccine geimpft werden; diese Impfung bildet an den geimpften Stellen grosse Pocken; das die gewöhnliche Impfung begleitende einmalige Fieber zeigt sich zweimal, zum erstenmale gegen den 3ten bis 4ten, das zweitemal, und zwar heftiger, zwischen dem 11ten und 14ten Tage (dies zweite Fieber hat einige Analogie mit dem Fieber, das die Eiterung der natürlichen Pocken begleitet), die peripherische Röthe ist stärker, und nicht blos an der geimpften Stelle, sondern auch neben derselben entstehen zuweilen, jedoch immer nur ganz kleine Pocken; die Narbe ist grösser, tiefer, wie gewöhnlich, die Ränder derselben zuweilen scharf. Zehn Generationen hindurch muss dies Verfahren beobachtet werden, wodurch die Pocke nach und nach ganz der Vaccine gleichkommt; wenn das

consecutive Fieber ausbleibt, dann kann man Impfungen von Arm zu Arm ohne Verdünnung der Lymphe mit Kuhmilch vornehmen. (Spätere Erfahrungen haben erwiesen, dass zuweilen schon in der 5ten Generation das consecutive Fieber ausbleibt, und dann auch die unmittelbare Übertragung von Arm zu Arm stattfinden kann). — Vernachlässigt man diese Regeln, so bilden sich wahre Menschenpocken, wie ich dies einigemal zu beobachten Gelegenheit gehabt, diese Menschenpocken lassen sich jedoch abermals durch Befolgung der angegebenen Regeln zur Vaccine reduciren.

Wenn man die Resultate der Thiele'schen Erfahrungen zusammenstellt, so ergeben sich folgende Sätze: 1) Die sogenannte Vaccine ist nicht eine den Kühen eigenthümliche, sondern durch Übertragung der Menschenpocken bei ihnen hervorgebrachte Krankheit; und der Mensch und nicht die Kuh, wie man bisher geglaubt, ist die Quelle der Vaccine. 2) Diese so gebildete Krankheit kann durch unmittelbare Übertragung von Kühen auf Menschen übergehen, bringt in ihnen eine identische leichte, vor den natürlichen Blattern schützende, Krankheit hervor. 3) Durch ein absichtliches methodisches Modificiren und Depotenziren, kann man auch ohne Dazwischenkunft der Kuh Schutzblattern hervorbringen. Diese Schutzblätter hat alle bekannte Eigenschaften der Vaccine, nur in einem zum Wohle der Menschheit höheren Grade. 5) Die vorstehenden, bis jetzt erlangten Resultate berechtigen zu der Hoffnung, dass man zur Milderung der epidemisch-contagiösen Krankheiten ein den Schutzblattern ähnliches Mittel wird finden können.

Henke, (a. a. O.) macht noch folgende Bemerkungen über vorstehenden Aufsatz des Dr. Thiele: 1) Jedenfalls ist ausser Zweifel, dass die von dem Herrn Verfasser mitgetheilten Beobachtungen und Versuche von sehr hohem Interesse sowol für die Lösung einer schwierigen und bestrittenen Frage aus der Naturgeschichte und Pathogenie der Pockenkrankheiten, als praktisch für die Gewinnung eines sicher wirkenden und stets leicht zu erhaltenden Schutzmittels gegen die Verheerung durch die wahren Menschenpocken, mithin für die Erhaltung des physischen Wohles der Völker, von der grössten Bedeutung und Wichtigkeit sind. — Wiewol die Mortalität der Pockenseuche in den letzten 40 Jahren, die seit Jenner's unschätzbarer Einführung der Vaccination als Schutzmittel verflossen sind, viel geringer geworden ist; so haben uns doch — abgesehen davon, dass in Ländern, wo die Vaccination noch nicht allgemein gesetzlich eingeführt ist, durchschnittlich alljährlich noch Tausende hingerafft werden — die häufigen Varioloiden-epidemien, die in den letzten 20 Jahren fast in allen Ländern Europa's, und nicht selten bösartig und tödtlich genug unter den mit Sorgfalt und normalem Erfolge Vaccinirten geherrscht haben, die Wichtigkeit dieser Angelegenheit von Neuem eingeschärft. — Der wahre innere Werth der Beobachtungen und Versuche des Herrn Hofr. Thiele beruht auf der Gewissheit und Zuverlässigkeit der dadurch ermittelten Thatsachen. So genau nun die erstern angestellt wurden, und so bedeutend die Zahl der letztern ist, so bedarf es doch allerdings, wie der Herr Verf. selbst ausgesprochen hat, um zu zweifelloser Gewissheit in dieser wichtigen Angelegenheit zu gelangen, noch vielseitig wiederholter Versuche und Prüfungen in andern Ländern und Klimaten. Bestätigen diese, wie wol mit Wahrscheinlichkeit sich erwarten lässt, die von dem Herrn Verf. aufgestellten Erfahrungssätze, so wird Demselben das Verdienst einer Entdeckung gebühren, die nicht nur Jenner's Lehre vervollständigt und genauer bestimmt, sondern uns auch einen lehrreichen Blick in die Wirkungsweise der Natur bei der Genesis der ansteckenden Ausschlagskrankheiten, ihrer abgeänderten Formen in den verschiedenen Thierclassen verschafft, und endlich die Gefahr, mit der die Menschenpocken über ein Jahrtausend Leben und Gesundheit bedroht und vernichtet haben, immer sicherer abzuwenden lehrt. 2) Was die zweite Frage betrifft, so bemerke ich nur kurz, dass so viel mir bekannt, ähnliche Versuche in solcher Ausdehnung und mit diesem Erfolge noch nie und nirgends gemacht worden sind. — Der Herr Verf. hat selbst die Männer namhaft gemacht, deren Ansichten, Beobachtungen und Versuche ihn auf

den Gedanken zu dem Verfahren, welches er einschlug, leiteten. *Macpherson's* in Bengalen gemachte Beobachtungen, in Bezug auf eine epizootisch an den Eutern der indischen Kühe vorkommende Pockenkrankheit, von der er Stoff aufnahm und Kinder damit vaccinirte, zum Theil mit dem Erfolge einer nur unvollkommenen Localaffection, endlich aber mit Bildung von regelmässig sich zeigender Vaccinopustel, aus welcher mit schützendem Erfolge weiter vaccinirt wurde (vergl. über die Vaccination in Indien: von *W. Cameron*; *H. J. Mercer* und *G. G. Macpherson* in Bengalen, mitgetheilt von *Dr. Nevermann* in den *Annalen der Staatsarzneik.* von *Schneider*, *Schürmayer* und *Hergt.* Bd. III, H. I. S. 322 ff.), waren wol noch nicht zu seiner Kenntniss gelangt. Da aber die Sonderland'schen Versuche bei vielfältiger Wiederholung nicht gelungen sind (über die in Norwegen gemachte fruchtlose Wiederholung s. den eben genannten Aufsatz S. 332), und Hervorbringung von wahren, gegen Variolen schützenden Vaccinopusteln durch Einimpfung von Variolenstoff an den Eutern der Kühe, mittelst der Impfstiche oder Schnitte, wol kaum vorher versucht sein dürfte; so ist diese Methode der vorsätzlichen und technischen Erzeugung kräftiger und schützender Vaccine als neu zu betrachten; neu jedenfalls in Bezug auf den angegebenen, durch 75 Impfgenerationen und directe Versuche bewährten, schützenden Erfolg. 3) In Betreff der dritten Frage: ob die Versuche des Herrn Hofr. *Thiele* (Schutzimpfung an Menschen mit der durch Einimpfung von Menschenpockenstoff an Kühen hervorgebrachten modificirten Pockenlymphe) in medicinisch-policeilicher Hinsicht gefährlich werden können? ergibt sich Folgendes: — Im Fall sich die Erfahrungen und Versuche über den schützenden Erfolg der mit solcher Art erzeugten Pocken-(Vaccine-) Lymphe Geimpften gegen die Ansteckung durch Variolen auch in andern Ländern und Klimaten bewahrheiten und bewähren, ist keine Gefahr irgend einer Art zu fürchten. — Sollten sich aber, der wahrscheinlichen Erwartung zuwider, bei der Wiederholung dieser Impfung, abweichende Erfahrungen über Fehlschlagen der mit solcher Vaccinelymphe angestellten Impfungen an Menschen ergeben, oder die Geimpften dennoch, wenn auch nur einzeln oder theilweise, von Menschenpocken ergriffen werden können; so würde die Möglichkeit der dadurch veranlassten Verbreitung von Variolen oder Varioloiden nicht in Abrede zu stellen sein. — Das anzuwendende Verfahren gegen solche Gefahr, im Fall dass, gegen Erwarten, ungünstige Erfahrungen gemacht würden, dürfte aber nicht fern liegen. In Ländern, in denen die Vaccination nicht gesetzlich allgemein an allen Nichtgeschützten vollzogen wird, wendet man bei ausbrechenden Pockenepidemien die allgemeine Vaccination oder Revaccination aller Gefährdeten an. Da nun vorauszusehen ist, dass die von dem Herrn Hofr. *Thiele* vorgeschlagene Methode erst dann in die Stelle der bisherigen Vaccination treten wird, wenn sie vielfältig geprüft und bewährt gefunden worden sein wird, und der Vaccinestoff (mindestens in Deutschland) mit grosser Sorgfalt erhalten und fortgepflanzt wird; so würde in dem als möglich anzunehmenden ungünstigen Falle, die allgemeine Vaccination oder Revaccination mit dem auf frühere Weise erzeugten Stoffe anzuwenden sein. — Bei der hohen Wichtigkeit der Erfahrungen des Herrn Verf. für die Unschädlichmachung der Pockenseuche darf wol mit Grund erwartet werden, dass die für die physische Gesundheit der Nation mit Eifer und Umsicht sorgenden Staatsregierungen die geeigneten Medicinalbehörden beauftragen werden, die Versuche, sowol hinsichtlich der Erzeugung schützender Vaccine durch Einimpfung des Variolenstoffes an Kühen, als der Schutzimpfung mit der auf diese Weise erzeugten Vaccinelymphe an Menschen, mit Sorgfalt zu wiederholen, zu prüfen und den Erfolg bekannt zu machen. — Zu den Versuchen der ersten Art würden die Thierarzneischulen oder passend gelegene Ökonomiegüter mit bedeutender Hornviehzucht wol die besten Plätze sein. Für die der zweiten Art dürften sich in den gehörig organisirten Impfinstituten der verschiedenen Länder die erforderlichen Vorrichtungen und Cautelen wol am füglichsten treffen lassen. — Privatversuche zur Wiederholung und

Constatirung von Seiten der praktischen Ärzte dürften im Allgemeinen weniger wünschenswerth sein, da die erforderliche Genauigkeit und Sorgfalt hinsichtlich der Feststellung alles Thatsächlichen dabei leicht bezweifelt wird. Auch kommt hinzu, dass (falls nicht in allen, doch in vielen) deutschen Staaten die Impfung mit Variolenstoff durch Verordnungen und gesetzliche Bestimmungen ausdrücklich untersagt ist. — Um so mehr ist aber zu wünschen, dass, unter Autorisation der Regierungen, die geeigneten Medicinalbehörden die Wiederholung der so wichtige Erfolge versprechenden neuen Methode bald veranstalten mögen. — Dazu, soviel in meinen Kräften liegt, anzuregen und Anlass zu geben, halte ich für Pflicht. Die Erfahrungsergebnisse seiner Zeit bekannt zu machen, werde ich nicht verfehlen.“ So weit Henke. Der Gegenstand ist für Staatsarzneikunde so unendlich wichtig, dass wir gleichfalls alle Regierungen darauf aufmerksam machen, dass geeignete Männer baldigst ähnliche Versuche mit dieser Impfung, nach Thiele, anstellen und die Resultate derselben veröffentlichen.

(G. Fr. Most).

Merulius, s. Schwämme, giftige.

Milchkrankheit, s. Klauenseuche. (Nachtrag.)

Milchschwamm, s. Schwämme, giftige.

Militairarzt, s. Staatsarzneikunde.

Militairmusterung. Sehr wichtig ist, sich von Zeit zu Zeit durch Musterung davon zu überzeugen, dass die Truppen gut ausgerüstet und diensttauglich sind. In dieser Hinsicht müssen zu unbestimmten Zeiten von den Generalintendanten und Musterungsinspectoren, wozu auch ein Staabsarzt gehört, in Gegenwart des Bataillonschefs alle und jede Gegenstände der Art: Kleidung, Rüstung etc., sowol in Ansehung ihrer Aufbewahrung, als ihres Gebrauchs, ihrer Beschaffenheit und der vorschriftsmässigen Anzahl, genau revidirt werden, und der Bataillonschef ist verbunden, den Revidirenden über Alles, was sie darüber zu wissen verlangen, genügende Auskunft zu geben (s. Montirung, Th. II. S. 307., u. Equipirung im Nachtrage). Bei den jährlich zu haltenden Generalmusterungen, oder wenn die Truppen ins Feld rücken sollen, muss diese Revision vom commandirenden General in Gegenwart des Generalintendanten und des Musterinspectors, so wie auch eines Oberstabsarztes mit der grössten Pünktlichkeit vorgenommen und zugleich jeder einzelne Mann befragt werden, ob er auch alle Gebühren richtig empfangen habe; wobei denn auch vom Regimentsarzte über die Diensttauglichkeit des Mannes ein gewisserhafter Rapport abgestattet wird. (S. Recrutirung Th. 2. und Invalidisirung, im Nachtrage).

Militairpharmakopöe, s. Pharmakopöe.

Milzbrandcarbunkel. Boisseau (Nosographie organique T. 4. §. 3497) sagt über diese Krankheit, welche er *charbon, pustule maligne, pyrophlyctide* nennt, Folgendes: „Diese hitzige Hautentzündung verräth sich durch starkes Prickeln, welches schnell vorübergeht und an einer Stelle der Haut empfunden wird, wo bald ein Bläschen entsteht, das die Grösse eines Hirsekornes hat, nach und nach zunimmt, bräunlich wird, platzt, einige Tropfen röthlichen Serums ergiesst. Eine kleine bewegliche, harte circumscripte Geschwulst von Gestalt und Grösse einer Linse entwickelt sich an der Stelle, wo sich das Bläschen zeigte; die Haut ist an dieser Stelle citrorenfarben, livid; das bis dahin von Zeit zu Zeit wiederkehrende Hautjucken wird stärker und häufiger, es ist von einem Hitzegefühl, Kochen und Erosion begleitet; die Haut ist gespannt und glänzend; um die centrale Geschwulst erscheint ein breiter, hervorragender, blasser, röthlicher, livider, oder orangenfarbener Hof, über welchen sich kleine Bläschen voll röthlichen Serums erheben, die anfangs isolirt stehen, später aber in einander fliessen.“

Diese centrale Geschwulst wird bräunlich, allmählig härter, unempfindlich, unbeweglich, ganz schwarz und dehnt sich nach und nach aus; der die Geschwulst umgebende Hof wird stufenweise breiter, bildet um jene einen bedeutenden Wulst und giebt ihr das Ansehen von Tiefe; ausserhalb dieses Wulstes befindet sich eine elastische, kaum gefärbte Anschwellung, die sich oft weiter erstreckt. Das Übel ergreift nun das Hautzellgewebe, es treten Zeichen von starker Gastroenteritis, Delirium, Stupor, hinzu, und der Kranke stirbt gewöhnlich in einigen Tagen. In andern Fällen sieht man nach dem Hautjucken einen schwarzen Punkt erscheinen, welcher einem Flohstiche ähnlich ist, auf welchem sich regelmässig unscheinbare Phlyktänen entwickeln, welche platzen, röthliches Serum ergiessen, und worauf eine schwarze, gleichsam verkohlte, schwach an der Haut hängende Materie blossgelegt wird; die Geschwulst ist nicht sehr beträchtlich, aber dieselben entfernten Symptome verkündigen die Affection der Eingeweide und den nahe bevorstehenden Tod. In noch andern Fällen endlich entwickelt sich nach vorangegangenen Ohnmachten und Fröhlichkeit ohne sichtbaren Anlass, oder ohne Vorboten auf einem Theile der Haut eine kreisförmige Geschwulst von ungefähr 5 bis 6 Linien im Durchmesser, welche sehr hart ist, tief eindringt, festsitzt oder beweglich ist, wenig hervorragt, auf deren Oberfläche sich ein Bläschen von der Grösse eines Hanfsamens erhebt, in dessen Umfange sich eine ansehnliche, elastische Geschwulst befindet; die Haut ist dabei nicht verändert (weisser Carbunkel); wenn man aber das Bläschen aufhebt, so findet man, dass es einen braunen, schwärzlichen, oder lividen Fleck bedeckt; die Geschwulst macht Fortschritte; Schauer, Ekel, Ohnmachten treten hinzu, der Puls ist voll aber nicht beschleunigt, der Appetit gut, die Excremente sind trocken, oder bleiben zurück; der Kranke ist lustig, scheint wie betrunken zu sein; die beunruhigenden Symptome entwickeln sich nur bei Annäherung der Eiterung, welche zum Abfallen des Schorfes nöthig ist; zuweilen sind die Symptome mässig, und der Ausgang ist nicht immer unglücklich. Die in der Nähe der Theile, in welchen sich der Carbunkel entwickelt, gelegenen lymphatischen Drüsen, schwellen an und werden oft schmerzhaft. Der Carbunkel führt zuweilen in 18—24 Stunden, gewöhnlich in einigen Tagen, den Tod herbei; selten begrenzt er sich gleich anfangs, die Heilung geht selten schnell von Statten. Nimmt die Krankheit eine günstige Richtung, so bildet sich ein lebhaft rother Kreis um den Schorf, die elastische Geschwulst nimmt verhältnissmässig ab, es wird eine angenehme Wärme und ein Klopfen im kranken Theile empfunden, die Symptome von Krankheit der Digestionsorgane und des Nervensystemes verschwinden, der Eiter bildet sich zwischen dem Entzündungskreise und dem Schorfe, dieser sinkt ein, es bleibt bedeutender Substanzverlust zurück, auf welchen Vernarbung folgt. Von den drei oben beschriebenen Varietäten zeigen sich die beiden ersten bei Leuten, welche vom Milzbrande ergriffene Thiere besorgen, oder das abgezogene Fell derselben bearbeiten: daher bei Thierärzten, Schäfern, Hirten, Weissgerbern, Lohgerbern, Fahnenschmieden, Ackersleuten. Man beobachtet sie hauptsächlich an den gewöhnlich oder zufällig entblössten Körpertheilen, daher im Gesichte, am Halse, auf den Händen, an den Armen, an den Schultern, in der Fussbeuge.“ — Bayle (l. c.) beobachtete den Carbunkel auch bei Menschen, die mit keinem milzbrandigen Thiere in Verbindung gekommen waren. Olinet (*Memoire sur la pustule maligne*. Paris 1829) nahm beim Carbunkel folgende Symptome wahr: Ein rundes, flaches, perlgraues, hirsekorngrosses, stark juckendes Bläschen, welches sich auf einer harten, kreisförmigen Stelle von der Breite eines Centimes entwickelt; das Bläschen platzt; entleert ein röthliches Serum, im Grunde des geplatzen Bläschens zeigt sich eine runde, schwärzliche und empfindungslose Excoriation, die sich schnell vergrössert, eine schiefergraue Farbe annimmt und die Grösse einer Linse hat; die umgebende Härte nimmt zu, erreicht eine Ausdehnung bis zu zwei Zoll, und dringt tief in das Zellgewebe ein; dabei Schwere, Erstarrung des kranken Theiles, ohne Veränderung der Hautfarbe; der Kranke wirft sich hin und her, ist unruhig, voll Angst, auf seinem Gesichte malt sich Schrecken,

ausserdem: Magenkrampf, Ekel, Erbrechen, häufigere Ohnmachten, nach 12 Stunden frequenter, kleiner, sägenartiger Puls, seufzender Athem, gestörte Verdauung, Anstrengung zum Brechen, Durst, feuchte, zuweilen weissliche Zunge, emphysematöse, elastische Geschwulst, die sich um den kranken Theil ausbreitet, Schweissen (Nässen, Sicken) um den Schorf; stilles Delirium, oder äusserste Aufregung; es zeigen sich graue, unregelmässig runde Flecke um die Pustel, auf welcher sich die Epidermis bei der geringsten Berührung löst. Wenn die Krankheit diesen Grad erreicht hat, stirbt der Kranke schnell, nachdem zuweilen Diarrhöe vorhergegangen ist, und stets folgt schnelle Fäulniss.“ Als Heilmittel beim Carbunkel empfiehlt *Boisseau* (l. c. §. 3599) Cauterisation des afficirten Theils, Unterhaltung der Eiterung, anfangs durch reizende Salben (Unguent. aegyptiacum, de styrace), darauf durch erweichende Kataplasmen. *Olinet* empfiehlt als Cauterium besonders das Glüheisen (das weiss glühende). Ansteckung mehrerer Menschen durch Milzbrand, so dass sich Milzbrandcarbunkel ausbildete, beobachtete *Dr. Katerbau* in Neudorf (s. Medicinische Vereinszeitung. 1838. Nr. 41. III. 3). S. auch: *Enaux et Chaussier*, sur la pustule maligne. Dijon 1785. *Bayle*, observ. sur les pustules gangréneuses. Paris 1802. *Regnier*, de la pustule maligne. Paris 1829.) — *Bayle* konnte durch Exstirpation der Geschwulst, mit dem Bistouri, durch erhitzen Mittel, Aderlässe und Einschnitte bei seinen Kranken nicht den Tod abwehren. *Olinet* sah dagegen Keinen sterben, bei welchem das Glüheisen angewendet worden war. Bei starker Röthe, Hitze und tiefsitzendem Schmerze um das Bläschen und unter demselben kann man, wie *Boisseau* will, zur Ader lassen, Blutegel setzen etc. Obgleich dieser Arzt die Contagiosität der Pustula maligna nicht für erwiesen hält (was wir aus Erfahrung nicht unterschreiben können. *Tott*) so ist sie, seiner Meinung nach, doch zu bedeutend, als dass man ihr nicht sollte vorzubeugen suchen. (Dr. C. A. Tott.)

Milzruptur, s. Verletz. d. Bauches.

Milzwunden, s. Ebend.

Miserere, s. Scheinvergiftung.

Missmuth, s. Trunkenheit.

Misthaufen, s. Reinlichkeitsanstalten.

Mohnköpfe, s. Opium.

Mohnsaft, s. Ebend.

Mondsucht, s. Seelenstörungen.

Monomanie, s. Ebend.

Morbus attonitus, s. Starrsucht.

Morbus Canadensis, s. Syphilis spuria.

Morbus Croatus, s. Scherlievo.

✓ **Morbus Fiuminensis**, s. Ebend.

Morbus tuberculosus, s. Tuberculosis.

Morchel, s. Schwämme, giftige.

Morphin, s. Opium.

Morphium aceticum, s. Ebend.

Morphium sulphuricum, s. Ebend.

Mortalitas, s. Sterblichkeit.

Moschus, verfälschter, s. Th. II. p. 1130.

Mundlack, s. Pigmente.

Most Staatsarzneikunde. Supplementband.

Muschomar, s. Selbstmord,

Muskatnüsse, verfälschte, s. Th. II. S. 1129.

Muskelsystem (Zusatz zu d. Artik. Th. II. p. 327). In die Zahl der Rückenmuskeln (s. Musculi dorsi) gehören auch noch die überzähligen Musculi spinales, welche *Meckel* collectiv Musculus spinalis nennt (ein Name, den in ältern anatomischen Schriften der jetzige Musculus semispinalis cervicis führte). Dieser Musc. spinalis entspringt, nach *Heitenbeck* (s. *Müller's Archiv f. Physiol.* 1837. Heft 2 u. 3) vom Processus spinosus des 8ten und 6ten, aber auch des 5ten und 7ten Hals- und des 1ten und 2ten Rückenwirbels mit 2 Köpfen, die über einen, oder mehrere Wirbel weggehen und sich an den Processus des 2ten, nicht selten auch des 3ten und 4ten Halswirbels inseriren. — *Völkers* (*Müller's Archiv für Anatomie, Physiologie etc.* 1838. 4 H. S. 469) nimmt als das Bedingende zu jeder Muskelbewegung ein Doppeltes an: 1) die Art der Formation des thierischen Organismus, von welcher die Möglichkeit bestimmter Muskelbewegung abhängt; 2) das Verhältniss des Organismus und seiner Theile (Organe) zur Aussenwelt, worin die Bewegung allein ihre Zweckmässigkeit findet. *V.* hält durch seine Erklärung *Müller's* (s. dessen Handbuch der Physiol. I. S. 662 u. II. S. 85.) niedergelegte Ansicht: dass Combinationen von Muskelbewegung als in dem Organismus durch die Geburt prästabiliert, also von dem Individuum durch seine präformirte Organisation allein bedingt anzunehmen seien, für vollständig (?) widerlegt. Es muss also nach *Völkers'* Theorie alle Bewegung erst erlernt werden, und es wird daher der Gebrauch von Gliedern, deren Muskeln nur wenige Bewegungen zulassen, sehr leicht, im entgegengesetzten Falle sehr schwer erlernt werden. Deshalb lernen auch Thiere, weil ihre Gliedmassen fast nur den Zweck der Locomotivität haben, das Laufen sehr leicht, andere um so schwerer, je mannigfaltiger der Gebrauch der Gliedmassen ist; das kleine Kind lernt am schwersten gehen, weil es die Reihe von combinirten Muskelbewegungen, deren es zum Gehen bedarf, von der grössten Anzahl anderer, zu andern Zwecken dienlicher Reihen von Muskelbewegungen trennen und einüben muss. Hiezu kommt, dass der Mensch beim Gehen, blos um das Gleichgewicht zu erhalten, mehr Combinationen von Muskelbewegungen nöthig hat, als z. B. das vierfüssige Thier. Der Mensch lernt, wie *Völkers* will, also alle durch combinirte Muskelbewegung entstehende Bewegung nicht dadurch, dass er willkürlich, nach diagonaler Berechnung, die passende Reihe von Muskeln mit einander wirken lässt, sondern dadurch, dass er empirisch die zweckmässige Bewegung zu erreichen sucht, unbewusst, ob einer, oder mehrere, oder welche Muskeln zusammenwirken. Ganz auf gleiche Weise sucht *V.* auch den Grund der Mitbewegungen in dem Verhältnisse des Organismus zur Aussenwelt, weil sich hierdurch allein eine Zweckmässigkeit zu erkennen giebt, wie dies z. B. bei der Bewegung der Augen der Fall ist, indem der Musculus rectus externus des einen und der rectus internus des andern in gleichartige Thätigkeit gesetzt werden, wenn wir beide Augen auf einen seitlich vor uns liegenden Gegenstand richten, woraus sich das Unzureichende der Erklärung *Joh. Müller's* über den Consens der jedesmal harmonirenden Muskeln ergibt. Übrigens soll auch der Gewohnheit Theil an der Mitbewegung gebühren, was allerdings wahr ist. *Theile* (*Müller's Archiv.* 1839. 2 H. II.) giebt folgende Eintheilung der Rückenmuskeln: 1) Muskeln zur Beugung und Streckung. a) Beuger: rectus capitis anticus major et minor; longus colli. b) Strecker: rectus capitis posticus major et minor, interspinalis, spinalis cervicis (s. o.), spinalis dorsi. 2) M. zur Seitwärtsbeugung: rectus capitis lateralis, intertransversarii, musculus trachelomastoideus, longissimus dorsi. 3) Muskeln zur Axendrehung: m. obliquus capitis superior et inferior, biventer complexus, splenius capitis, splenius colli, semispinalis cervicis, semispinalis dorsi, multifidus spinae.

(Dr. C. A. Tott.)

Muttermal, *Naevus maternus*. Ist eine als ursprünglicher Bildungs-

fehler auftretende, meist umschriebene Missfärbung einer Hautstelle, — wie *Martini* (*Siebenhaar's* Hdb. d. ger. Med. 1840. Th. II. S. 241) sich ausdrückt, — zuweilen mit Texturveränderung der Haut selbst verbunden, oft erblich, nicht selten als Wirkung des sogenannten Versehens (s. d.) betrachtet, vielleicht zuweilen Product eines im Uterus absolvirten krankhaften Zustandes des Foetus. Die Muttermale erscheinen entweder als blos braune, blaue oder schwarze Flecke von verschiedener Gestalt, begründet durch eine Degeneration des Rete Malpighii, oder als rothe Stellen, die bei heftigerem Blutandrang, in Fiebern, bei Gemüthsbewegungen, im Rausche etc. eine dunklere Farbe annehmen, oder, vorher unsichtbar, erst dann sich zeigen: dann haben sie ihre Entstehung einer abnormen topischen Entwicklung des Haargefässnetzes zu verdanken (*Naevus aneurysmaticus*, *Telangiectasia*), werden bisweilen in späteren Jahren grösser, ja geben selbst zu Entzündungen, Verschwärungen, Gefässrupturen und hässlichen, bösartigen Entstellungen Veranlassung. Bei neugeborenen Kindern finden sich häufig rothe Flecke in verschiedenen Gegenden des Gesichts, am Hinterkopfe, im Nacken, die sich bisweilen strahlenförmig ausbreiten, oft aber schon in den ersten Wochen blässer werden und endlich ganz verschwinden. Nicht selten sind die Muttermale erhaben, fleischig, warzenförmig, speckartig cellulös, Flüssigkeiten enthaltend, mit Haaren besetzt, und zeigen dann eine Umänderung der Epidermis, die für gewöhnlich unverändert erscheint. — In Bezug auf gerichtl. Medicin können, vorzüglich bei neugeborenen Kindern, blaue und rothe, den Charakter des Naevus tragende Hautflecke, Gelegenheit zur Verwechslung mit Sugillationen, veranlasst durch Gewaltthätigkeiten bei und nach der Geburt, geben. Immer aber dürften dieselben nur bei dem ersten Anblicke stattfinden, da eine aufmerksame Untersuchung die Täuschung jedesmal aufheben muss. Sollte auch ein Zufall hinsichtlich des Sitzes des Males die letztere begünstigen, so widerstreitet die meist umschriebene Gestalt, die gleichmässige, grelle, nicht verlaufende Färbung der Annahme einer Verletzungsspur. Male, die von Bluterfüllung erweiterter Capillargefässe herrühren, müssen mit dem Tode und dem Eintritte der Leichenblässe verschwinden; bei etwaigem Zweifel kann man sich von der mikroskopischen Untersuchung der anatomisch präparirten Theile (mittels einer starken Lupe) gewisse Auskunft versprechen, wo dann sich entweder die zellige, variköse Structur des Males oder die diffuse Ausbreitung des in der sugillirten Stelle ergossenen Blutes vorfinden wird. Am lebenden Körper klärt die Abänderung der Farbe, welcher eine sugillirte Stelle unterworfen ist (s. *Extravasatio*) vorhandene Zweifel am besten auf; blaue Male Erwachsener sind übrigens, ihrer vollkommenen Ausbildung halber, wol schwerlich Verwechslungen unterworfen. Von den Todtenflecken unterscheidet sich das blaue oder blauröthe Mal durch das einzelne Vorkommen, die umgrenzte Gestalt, durch den gewöhnlichen Sitz an der oberen, dem Lichte zugekehrten Fläche des liegenden Leichnams und durch die eigenthümliche Structur. Die Unterschiede von *Petechien*, *Melasma*, *Spilosis* und einigen andern chronischen Hautübeln gehören in das Gebiet der medicinischen Diagnostik. — Nimmt man die Möglichkeit an, dass zu Erreichung eines unlautern Zwecks, z. B. zu Durchführung einer betrügerischen Täuschung in Bezug auf eine gewisse, durch ein Mal kenntliche Persönlichkeit, ein solches künstlich gebildet und die Untersuchung der Ächtheit desselben einem gerichtlichen Arzte übertragen worden sei, so hat derselbe auf die durch ätzende oder Farbestoffe bewirkte Umänderung der Oberhaut und die Möglichkeit, dieselbe durch Gegenmittel zu entfärben oder die Tingirung durch Reiben, Schaben, Waschen etc. hinweg zu bringen, seine vorzügliche Aufmerksamkeit zu richten, da, wie oben erwähnt, der färbende Stoff des Mals in der Regel im Malpighi'schen Schleimnetze allein zu finden ist. — Inwiefern neugeborene, mit Muttermalen versehene Kinder von wirklichen Missgeburten zu unterscheiden sind, darüber siehe Missgeburten. (*K. Ch. Krause*, Abhandl. von den Muttermalen etc. a. d. Lat. übers. v. *Ch. A. Wichmann*. Leipz. 1768. v. *Walter*, über die angeborenen Fettgeschwülste u. Bildungsfehler. Landshut 1814. —

Vergl. die Werke über Hautkrankheiten von *Bateman*, *Rayer*, *Cazenave* und *Schedel*, *Alibert* u. A.)

Mutterwuth, s. Nymphomanie.

Myopie, s. auch Recrutirung.

N.

Nabel. s. Umbilicus.

Nabelschuur, s. Foetus.

Nachbildung der Schwangers, s. Verschen.

Nachgeburt (Zusatz zu dem Artik. II. 359). *James Y. Simpson* (Edinb. medical and surgical Journ. April 1836. S. 265 seq.) führt als die häufigsten Krankheiten der Placenta die Congestion und die Entzündung derselben mit ihren Folgen an. Die Kennzeichen der Placentarcongestion, die bald sehr dunkel, bald, zumal bei Blutextravasation, sehr deutlich auftreten, sind: als Vorläufer oder Begleiter Symptome gesteigerter Thätigkeit in den Uteringefässen; wozu sich leicht febrilische Bewegungen gesellen; zuweilen wirklich fixer, oder intermittirender Schmerz in der Uteringegend, der sich oft auch auf die Inguinalgegend, auf die Schenkel und selbst auf die Brüste fortpflanzt; gleichzeitig wol des Morgens Erbrechen und andere sympathische Affectionen. Ist durch die Congestion ein blutiges Extravasat entstanden, so findet in den meisten Fällen, wenigstens in den ersten Schwangerschaftsmonaten, ein wenn auch geringer Blutfluss statt, aus welchem man, wenn die oben genannten eigenthümlichen Schmerzen damit verbunden sind, und die veranlassenden Ursachen dazu passen, mit Sicherheit auf das Vorhandensein der Placentarcongestion schliessen kann. Zuweilen remittiren die Schmerzen, verschwinden nach einigen Tagen, oder Wochen auch wol ganz, gehen häufig nach kürzerer, oder längerer Zeit jedoch in wirkliche Wehen über. Beim Eintritt des Blutflusses in den letzten Monaten der Schwangerschaft ist die innere Extravasation so ansehnlich, dass die Schwangere dadurch schnell in einen sehr bedenklichen Zustand geräth, ohne dass sich nur die kleinste Menge Blut nach Aussen ergiesst. Für den Fötus sind die Wirkungen der Placentarcongestion sehr nachtheilig. Geschieht dieselbe nämlich mit Vehemenz, so werden die Bewegungen des Fötus oft plötzlich unregelmässig, beinahe convulsivisch; hat die Congestion einen mehr chronischen Charakter, so werden die Kindesbewegungen mitunter sehr schwach; oder sie verschwinden auch ganz. Noch mehr Gefahr für den Fötus bringen die Blutungen aus der Placenta, weil sie die weitere Entwicklung der Frucht hemmen, das Leben derselben dadurch zerstören und Abortus veranlassen, zumal in den ersten Monaten der Gravidität. Übrigens findet die Congestion entweder mehr nach den in der Placenta verbreiteten Verzweigungen der Arteriae et Venae umbilicales, oder nach den Gefässverlängerungen statt, die sich von den vasis uterinis aus in die Substanz der Placenta begeben und darin verzweigen. Nach starker Einkeilung des Kindskopfes und nach Gewaltthätigkeiten, welche starke Congestion nach dem Uterus und Abortus bewirkten, findet man die Placenta grösser, schwerer, dichter, ihre äussere Fläche mehr, oder weniger dunkelviolett, das innere Gewebe dunkelroth, die Gefässe mit dunklem Blute überfüllt, zuweilen an einer, oder mehreren Stellen Blutergüsse (die von *Cruveilhier* so genannte *Apoplexia placentae*). Das so ergossene Blut liegt entweder auf der äussern Fläche der Placenta, oder auf der Fötalfläche desselben, oder zwischen den Eihäuten, oder zwischen dem Uterus und der Decidua, in manchen Fällen in der Substanz der Placenta. Die das Extravasat liefernden Gefässe sind bald die neuen und zarten Gefässe der Decidua, die *Vasa umbilicalia* der rudimentären Placenta, oder beide Arten von Gefässen zugleich (diese alle bei